

Weltbilder und Weltmodelle

Wenn *) die Universität Gießen, wie wir jetzt zuversichtlich hoffen dürfen, ihre Philosophische Fakultät wiederaufbauen kann, so erscheint uns das als ein Vorgang der Normalisierung, ein Schritt auf die volle Restitution des Universitätsstatus hin.

Aber der Vorgang hat doch darüber hinaus etwas Einzigartiges und Symptomatisches, wenn man ihn vor dem Hintergrund unserer Geistes- und Universitätsgeschichte sieht. Aus dem Schoße der Vorgängerin unserer Philosophischen Fakultät, der alten Artistenfakultät, sind seit dem ausgehenden Mittelalter die Naturwissenschaften hervorgegangen. Der unablässige Fragewille der Philosophie hatte sie genährt und ihre ersten großen Errungenschaften durch das logische und methodische Fundament ermöglicht. Aber am Ende dieses Weges steht die volle Verselbständigung der naturwissenschaftlichen Disziplinen, ja ihre brüske Abwendung von allen philosophischen Voraussetzungen und Folgerungen im Positivismus. Das Einzigartige des Gießener Restitutionsvorganges, dessen Zeugen zu werden wir erhoffen, liegt nun darin, daß dieser genetische Prozeß umgekehrt erscheint: die auf Grund ihrer fast tödlichen *capitis damnatio* vorwiegend naturwissenschaftlich geprägte Universität integriert sich aus der Autonomie ihres Wollens und trotz drängender Bedürfnisse des Ausbaus innerhalb der bestehenden Fakultäten durch Wiedererrichtung der Philosophischen Fakultät. Und ich glaube, sehr wohl sehen zu können, daß hier eine in der besonderen Gießener Situation angewachsene Notwendigkeit sich zur Geltung gebracht hat. Eine Universität ist kein Konglomerat von Disziplinen und Fakultäten; sie hat ihre lebendige Ökonomie von Spezialisierung und Interdependenz, von Einsamkeit und Austausch ihrer Fachrichtungen.

Ich habe nun versucht, mir Gedanken darüber zu machen, welche Erwartungen die Universität auf ihre werdende Philosophische Fakultät setzen könnte, spezieller: was sie von der Philosophie zu erwarten hat.

Die Aufgabe, die der Philosophie im Verband der Wissenschaften zufällt, läßt sich auf ihre Funktion im geistigen Haushalt des Menschen überhaupt zurückführen. Die zahllosen Definitionen, die für die Leistung der Philosophie in ihrer Geschichte gegeben worden sind, haben ihren Kern in einer Grundformel: Philosophie ist werdendes Bewußtsein des Menschen von sich selbst. Das mag sich höchst abstrakt und spekulativ anhören, meint aber etwas ganz Elementares. Der Mensch sucht sich in dem zu erfassen, was in seinem Leben an Antrieben, Bedingtheiten und Möglichkeiten „lebendig“ und wirksam ist, er wird sich selbst gegenwärtig, indem er seine

*) Vortrag anlässlich der Jahresfeier der Justus Liebig-Universität Gießen am 1. Juli 1961.

Sache vor sich selbst zur Sprache bringt. Ob Philosophie wesentlich als Geschichte des Geistes, als Erkenntnistheorie, als Anthropologie oder Ontologie, als Ethik oder als formale Logik betrieben wird — letzten Endes sind dies alles nur Spielarten einer homogenen Teleologie: was menschlich ist, drängt zur Sprache hin, und was noch nicht Sprache geworden ist oder werden kann, ist Dunkles, Ungeklärtes, Triebhaftes oder Automatisches. Sprachwerdung ist Humanisierung, und das gilt auch und gerade für die Wissenschaften und ihr theoretisches Verhalten.

Nur in der Sprache hebt sich die verhängnisvolle Inkongruenz von Handeln und Bewußtsein auf, die für unsere Situation immer bestimmender wird. Automaten können uns helfen, Bewußtseinsstufen zu überspringen, und wir selbst müssen uns oft in der Überbeanspruchung durch sachliche Forderungen helfen, indem wir uns automatisieren — indem wir z. B. Formeln gebrauchen, die wir nicht durchschauen. So „übergeht“ das aus der Eigengesetzlichkeit unserer objektivierten, autonom gewordenen Lebensbereiche sich uns ständig aufdrängende Verhalten und Handeln unser Bewußtsein. Aus den Sachgegebenheiten und Sachnotwendigkeiten entstehen unmittelbar Leistungen der Beherrschung der Gegenstandswelt. Das ist an und für sich noch kein moralisches Problem, aber der Vorspann aller moralischen Problematik. Wir müssen wissen, was wir tun, um uns fragen zu können, ob es das ist, was wir tun sollen. Der Zusammenhang zwischen Wissen und Sollen ist komplizierter geworden als Sokrates ihn zuerst sehen konnte.

Wir übernehmen ständig Formen des Handelns, Selbstverständlichkeiten des Verhaltens, vermeintlich Nächstliegendes, das sich uns immer als die „Forderung des Tages“ anbietet. Daß wir „Geschichte“ haben, bedeutet ja, daß wir nicht immer wieder und in allem von vorn anzufangen brauchen und gar nicht anfangen können. Aber daß wir unsere Geschichte und uns in dieser Geschichte verstehen wollen, bedeutet auch, daß wir uns dem Vorgegebenen nicht unterwerfen, daß wir unsere Bedingtheiten nicht blind hinnehmen, sondern zur Sprache bringen müssen. „Vorrichtungen“ des Verhaltens besitzt auch die Wissenschaft in Gestalt ihrer Methoden. Der einzelne Forscher übernimmt, wenn er beginnt, einen ganzen methodischen Fundus seiner Disziplin, und seine Erkenntnispraxis ist seiner Einsicht in die Begründung ihres Wie immer schon voraus: er kann mehr als er weiß und zu begründen vermag. Das ist ein Grunderlebnis wohl jedes wissenschaftlichen Werdeganges. Das heißt aber: Wissenschaft ist zu einem guten Teile Technik, noch bevor sie als angewandte Theorie wieder Technik erzeugt.

Es ist eben nicht so, wie es sich Descartes vorgestellt hatte, als er seinen „Discours de la Méthode“ schrieb und damit den Ruf des Begründers der Neuzeit und ihres wissenschaftlichen Geistes erwarb. Descartes wollte eine einsichtige und prinzipiell für jeden durchsichtige Methode, die aller Praxis der Erkenntnis vorausgehen und sie normieren sollte. Diese Methode sollte Wissenschaft nicht nur als Sachbeherrschung, sondern als vollendeten Selbstbesitz des Menschen

begründen und sichern, Theorie und Moral sollten am Ende eins werden und in dieser Einheit dem Menschen seine Selbsterfüllung und sein Daseinsglück gewährleisten. Obwohl für Descartes und seine Zeit der Mensch schon nicht mehr in der Mitte des Weltalls und im Sinnzentrum der Natur beheimatet war, wurde er doch um so entschiedener als Sinnbezug der Naturerkenntnis, der Gesamtheit der Wissenschaften, postuliert. Hier liegt eine Differenz zwischen der Totalvorstellung von der Natur einerseits und der Zweckbestimmung der Totalität der Naturerkenntnis andererseits vor, die in der Folge höchst bedeutsam werden sollte. Denn in ihr sind zum ersten Male „Weltbild“ und „Weltmodell“ auseinander getreten, ja ihr fundamentaler Unterschied wird damit überhaupt erst sichtbar aktualisiert.

Diese beiden Begriffe muß ich erläutern. Unter „Weltmodell“ verstehe ich die von dem jeweiligen Stand der Naturwissenschaften abhängige und die Gesamtheit ihrer Aussagen berücksichtigende Totalvorstellung der empirischen Wirklichkeit. Als „Weltbild“ bezeichne ich denjenigen Inbegriff der Wirklichkeit, in dem und durch den der Mensch sich selbst versteht, seine Wertungen und Handlungsziele orientiert, seine Möglichkeiten und Notwendigkeiten erfaßt und sich in seinen wesentlichen Bedürfnissen entwirft. Das Weltbild hat „praktische Kraft“, wie Kant gesagt hätte.

Innerhalb des Weltmodells, das Descartes entwarf, mußte bestritten werden, daß der Mechanismus der Weltprozesse irgendetwas mit dem Daseinszweck des Menschen zu tun hätte. Der Leib-Automat, der auf rätselhaft und die Neuzeit weiterhin peinigende Weise mit einem *ego cogito* gleichgeschaltet war, hatte mit dem Selbstbewußtsein des Menschen nichts zu tun. Der Mensch fand in diesem Weltmechanismus sich selbst nur als Attrappe vor, aber im „Weltbild“ des Descartes blieb der Mensch dennoch das Zentrum. Erst die neuere Forschung hat sehen gelernt, daß der Begründer des neuzeitlichen Weltmodells, das bis zu Kant und Laplace und über sie hinaus im wesentlichen seine Geltung behauptete, hinsichtlich seines Weltbildes mittelalterlich, humanistisch und anthropozentrisch geblieben war. Daraus ergab sich unmittelbar, was ihm Wissenschaft bedeuten konnte und wozu er sie im Entwurf seiner Methode zu bestimmen hatte. Wissenschaft war humane Dienstfunktion. Aber sie lieferte inhumane Modelle, rücksichtslos dem Menschen entfremdete und ihn sich verfremdende Naturvorstellungen. Alle Inkonsequenzen der cartesianischen und der neuzeitlichen Philosophie haben in dieser Zwiespältigkeit ihren Ursprung. Noch fand der Mensch, das Zufallsprodukt aus den Materiewirbeln des Weltmodells, im Weltbild den Ausdruck und Anhalt einer alles Physische überragenden Sinnhaftigkeit. Deshalb mußte sich Naturerkenntnis ihm unmittelbar in humane Erfüllungen und Heilsamkeiten umsetzen. Endprodukte aller theoretischen Erkenntnis waren folglich Medizin und Moral. Anders ausgedrückt: das Weltmodell war, wenn man so sagen darf, ein „Organ“ des Weltbildes, es brauchte über die Stellung des Menschen in der Natur nichts zu besagen, weil es in seiner humanen Funktion bereits diese Stellung implizierte und in seiner erwarteten Leistung nur

bestätigen konnte. Das Weltbild enthielt die Sinngebung und sozusagen die „Gebrauchsanweisung“ für alle je denkbaren Weltmodelle. Aber das bedeutete zugleich, daß man innerhalb des Weltmodells keinen zureichenden Aufschluß darüber gewinnen konnte, was es mit der Erkenntnisleistung des Menschen für den Menschen selbst auf sich hatte. Wissenschaft, aus diesem Fundierungszusammenhang entbunden, konnte aus sich heraus nicht wissen, was sie tat. Es war leicht, der Philosophie in diesem Rahmen ihren Platz und ihre Leistung anzuweisen: sie ernährte und versorgte wissenschaftliches Handeln ständig mit dem Bewußtsein seiner im Weltbild angelegten Zweckidee.

Aber ich spreche bis hierher von einem historischen Sachverhalt.

Gilt seine „Lehre“ auch für den gegenwärtigen und für jeden Status der Wissenschaft? Wenn es so wäre, brauchte philosophisches Fragen nur an die Ursprünge in der Geschichte zurückzugehen, nur den Initialsinn des geistigen Vorganges zurückzuholen, um ihre Aufgabe der Bewußtmachung des in unserem wissenschaftlichen Verhalten lebendigen — wenn auch verborgenen — Sinnes zu erfüllen.

Aber — so bedauerlich es für die Selbstbewertung der Philosophie in unserer Gegenwart sein mag — die Diagnose läßt diese probate Therapie nicht zu. Die Philosophie kann nicht nur als das „gute Gedächtnis“ der Wissenschaften fungieren, als ihre Memoria, in der ihre originäre Sinnstiftung abrufbereit verwahrt läge. Wir müssen uns vielmehr damit abfinden, daß Geschichte ihre Wirklichkeit wesentlich darin hat, daß sie die Funktionen von ihren Ursprüngen und Innervationen trennt. „Geschichte“ bedeutet, daß die im Ursprung waltenden Gründe nicht über das werdende und schließlich Gewordene entscheiden. Sinn ist in der Geschichte keine Konstante. Es gibt eine Verselbständigung der Sphäre unserer Handlungen gegenüber unseren Motiven zu handeln, einen sich autonom steuernden Zweckwandel, der sich durch das bloße Konservieren oder Restaurieren ursprünglicher Zweckideen nicht bemeistern läßt. Geschichte ist ein unumkehrbarer Ereigniszusammenhang. Gerade deshalb kommt alles darauf an, daß wir uns in dem verstehen und zur Sprache bringen, was wir faktisch tun.

Es ist eine nackte Feststellung, daß die Funktion der Wissenschaften in unserer gegenwärtigen Wirklichkeit nichts mehr mit den Motiven ihres frühneuzeitlichen Ursprunges gemein hat. Wissenschaft ist autonom geworden. Sie bringt die Notwendigkeiten und Gesetzmäßigkeiten ihres Fortschreitens aus sich selbst hervor. Und wenn sie so etwas wie ein sinnhaftes Ganzes ist — und die Universität ruht als Institution auf dieser Überzeugung —, dann übernimmt sie nicht diesen Sinn aus einer hinter ihr oder über ihr liegenden Sphäre umfassender Sinngebungen, sondern erzeugt und erweckt und erhält diesen Sinn ständig selbst in der Lebendigkeit ihres Handelns.

Unsere bisherigen Überlegungen erlauben uns, diesen Sachverhalt nun bestimmter zu formulieren: die „Autonomie“ der Wissenschaft bedeutet, daß die Zuordnung des Weltmodells zum Weltbild abge-

rissen ist. Das hört sich nach einem „historischen Unfall“ an, nach einer von außen bewirkten Fraktur. In Wirklichkeit war es so, daß das „Weltmodell“ die Stelle des „Weltbildes“ besetzte und noch immer dabei ist, die Restsubstanz des Weltbildbestandes aufzuzehren. Daß es so etwas wie Wissenschaftsgläubigkeit geben kann, beruht darauf, daß die Wissenschaft ihre Bedingtheit durch einen Weltbildglauben verloren hat.

Dieser Sachverhalt wird zum ersten Mal deutlich an der Art, wie das Kopernikanische System (als Weltmodell doch nur von sehr partieller Reichweite) die Bewußtseinsbedeutung eines Weltbildes übernahm. Als theoretische Aussage, so wie es 1543 von Kopernikus vorgelegt wurde, enthielt es über den Menschen und seine Weltstellung nichts. Daß der Mensch dennoch in diesem Modell nach einer bildhaften Orientierung für sein kosmisches Selbstbewußtsein suchte, verrät den Bedeutungswandel der primär theoretischen Konstruktion.

Newtons Universum mechanischer Gravitation wurde alsbald zum Leitschema für diejenigen, die hier eigentlich gar nichts zu suchen und zu finden hatten, nämlich für die Moralisten und Moralphilosophen. Man braucht nur an Voltaire zu denken. Dies alles fixiert die geschichtlich folgenreiche Erscheinung, daß die Philosophen begannen, den Naturforschern über die Schulter zu spähen, um an ihren Modellen metaphysische Leitbilder zu gewinnen. Es ist eigentümlich, daß die Philosophie die ihr entgleitende Rolle in die Naturwissenschaft projiziert. Man kann daraus schnell die Folgerung ziehen, eben dies sei das Versagen der Philosophie gewesen, daß sie nichts Eigenes und Originäres mehr an Weltbildern geprägt habe, daß sie der Auszehrung des tradierten Weltbildschatzes keinen entschiedenen Widerstand geleistet habe. Vielmehr habe sich die Philosophie, wenn auch in einer anderen Sprachform, unter der Faszination der exakten Wissenschaften aus dem Reich der Anschaulichkeit, der eidetisch-prägnanten Faßbarkeiten zurückgezogen und die „Stelle“ leer gelassen, an die die Mächtigkeit der Weltbilder gebunden war. Folgerichtig ist der Ruf, die Philosophie solle uns endlich wieder ein Weltbild von eindringlicher und überzeugender Verbindlichkeit mitteilen, immer wieder laut geworden. Und ganz sicher ist das, was man die weltanschaulich-dogmatische Anfälligkeit unserer geistigen Situation nennen könnte, eine Folge der Vakanz in der Weltbildfunktion. Ein auf das Ungenügen am Sinnverlust spekulierendes Angebot an Surrogaten findet die fast beliebige Besetzbarkeit dieser Potenz vor und nutzt sie aus.

Hier sage ich nun etwas vielleicht Befremdliches: die Philosophie wird auch in Zukunft kein neues Weltbild entwerfen oder sie wird mit jedem derartigen Versuch versagen. Das mag uns traurig stimmen. Es ist für eine große Tradition ein ungeheurer Bedeutungsverlust. Aber wäre es etwa „philosophisch“, einer Wahrheit aus diesem Grunde auszuweichen?

Die These bedarf der Begründung. Zunächst muß aber der Sachverhalt des Weltbildverlustes noch etwas präziser beschrieben werden. Wenn ich davon sprach, daß in der Neuzeit das Weltmodell an

die Stelle des Weltbildes getreten sei, so klingt das nach illegitimer Rechtsanmaßung, nach Usurpation. Und es ist mehr als einmal ausgesprochen worden, daß die Naturwissenschaft der Neuzeit den Rang und die Verbindlichkeit der Weltbilder zerstört habe.

Aber das ist falsch. Die Aussageleistung des Weltmodells trat in den schon ständig sich vollziehenden Machtverlust des Weltbildes ein, sie führte ihn nicht herbei und beförderte nur, wozu sie aus sich selbst ohnmächtig gewesen wäre. Was die Weltbilder entmachtete, war die akute neue Erfahrung ihrer Pluralität, eine Erfahrung, die sich unmittelbar in historische Reflexion und in Kritik umsetzte. Daß „jenseits der Berge“, wie Montaigne zuerst ausgesprochen hatte, das Gegenteil von dem in Geltung ist, was diesseits festzustehen und selbstverständlich zu sein scheint, umschreibt die Grunderfahrung, aus der die Historisierung des Weltbildes hervorgegangen ist und die seine schließlich nur noch ästhetisch genießbare Ohnmacht herbeiführte. Ich erinnere nur daran, was Reisebericht und utopischer Reiseroman für den Geist der Aufklärung bedeutet haben. Kein Element des Selbstverständlichen blieb unberührt und wurde nicht aus einem anderen realen oder fiktiven Weltbild-Aspekt zum bloßen historischen und geographischen Faktum. Das historische Wissen um die Macht der Weltbilder, das sich hier ansammelte, war als solches schon ihre Entmachtung und ist ein nicht aus der Welt zu schaffender Grund der Vergeblichkeit ihrer Erneuerung. Es war also die ganz spezifische Leistung derjenigen Einstellung, die wir heute als „geisteswissenschaftlich“ zu bezeichnen pflegen, die dem Weltbild seinen Geltungsboden entzog.

In der kritischen Zersetzung der Funktion des Weltbildes und ihrer Neubesetzung durch das Weltmodell haben wir also eine höchst intime Zusammenarbeit historischer und naturwissenschaftlicher Einstellung vor uns. Aber kann dieses die Form von Gemeinsamkeit sein, die wir auch heute der *universitas litterarum* empfehlen können? Ich möchte diese Frage mit aller Entschiedenheit verneinen. Und ich möchte noch weiter gehen, indem ich sage: die Erneuerung des Weltbildes ist eine Forderung, die die Philosophie auf gar keinen Fall erfüllen sollte, und die Ersetzung des Weltbildes durch Weltmodelle ist eine Versuchung, der die Naturwissenschaft ebenso wenig erliegen sollte.

Sicher ist es richtig, daß Weltbilder in der Geschichte des menschlichen Bewußtseins eine höchst positive Funktion gehabt haben. Es war notwendig, daß der Mensch nicht ständig offen mit seiner exzentrischen und im Sinn bedrohten Lage in der Natur konfrontiert war. Bildhorizonte konnten dabei abschirmend und Inneres beschützend wirken. Man braucht nur daran zu denken, was das magische Weltbild, das Kosmos-Bild der Antike, die *Ordo*-Vorstellung des Mittelalters in dieser Hinsicht bedeutet haben. Dabei ist es gar nicht erstaunlich, daß inhaltlich sehr verschiedene Weltbilder, wie z. B. das der Magie und das der stoischen *Pronoia*, äquivalente Bewußtseinsbedeutung haben konnten.

Aber diese Positivität der Weltbilder muß als unter Bedingungen

stehend begriffen werden. Die wichtigste läßt sich in die Formel fassen, daß die Weltbildfunktion ihrem Wesen nach monistisch ist. Das „Weltbild“ verträgt keine anderen Weltbilder neben sich; schon der Plural „Welten“, „Weltbilder“ ist ein Sprachprodukt des Zeitalters der historischen Reflexion, ist ein Stück Philosophie der Philosophie. Nur die in einem homogenen Geistesraum unangefochtene Geltung eines Weltbildes enthält zugleich Idealität und Toleranz, um darin human sein zu können und das innervierende Gleichgewicht von Verständlichkeit und Befremdlichkeit, von Rechtfertigung und Normierung zu wahren.

Dagegen läßt die erlebbar gewordene Gleichzeitigkeit eines Pluralismus der Weltbilder diese Spannung abfallen zur historischen Reflexion und Relativierung. Geisteswissenschaft im weitesten Sinne, ist die Präsentierung und Objektivierung des Weltbild-Pluralismus. Sie macht uns Welten zugänglich und verstehbar, aber sie nimmt uns zugleich die Fähigkeit, uns eine dieser Welten noch fraglos und selbstverständlich zueigen werden zu lassen. Im Schwinden der Weltbilder, in der Perfektion ihrer sprachlichen und hermeneutischen Übermittlung bleibt nur noch eine, als formaler Horizont aller Übersetzbarkeiten gesichtslose Welt möglich, die als solche trotz ihrer Einheit nicht mehr zum Monismus eines Weltbildes gesteigert werden kann. Die Geschichte kennt keine Wiederkehr.

Negativ wird die Weltbildfunktion auf der Stufe des Dualismus der Weltbilder. Hier schlägt die Spannung ins andere Extrem um, steigt an bis zum Terror, zur Intoleranz der kodifizierten Dogmatiken. Dabei ist die Ausschließlichkeit und Animosität der konkurrierenden Weltbilder um so affektgeladener, je geringer, je subtiler die Differenzen zwischen ihnen sind. Die Todfeindschaft zwischen dem frühen Christentum und der Gnosis mag dafür als Beispiel stehen. Auch die Verschärfung der Spannungen in unserer Gegenwart zwischen Ost und West hängt mit dem Schwund realer Strukturdifferenzen eng zusammen. Hier spielt aber ein weiteres wichtiges Moment hinein: der Konkurrenz der Weltbilder unterschieben sich unmerklich Interessen aus handfesteren Bereichen. Weltbilder werden zu Interessenvorwänden. Solche Substitution ist gemeint, wenn von Weltbildern als Ideologien gesprochen wird. Die Entdeckung der Mißbrauchbarkeit der Weltbilder zu ideologischen Instrumenten — auch wenn es sich nicht um das geschichtlich Primäre, sondern um eine sekundäre Indienstnahme handelt — hat die Verbildlichung der Welt endgültig diskreditiert und als philosophische Aufgabe unmöglich gemacht.

Damit ist aber auch den zu Weltbildern aufgerückten und deren Funktion in Pseudomorphose erfüllenden Weltmodellen das Urteil gesprochen. Ihre Fragwürdigkeit liegt darin, daß die Umsetzung theoretischer Totalkonzeptionen in pragmatische Leitbilder indifferent bleibt gegen Idealisierung oder Ideologisierung, gegen Führungsqualität oder Verführungspotenz. In einer Welt wie der unsrigen müssen geistige Gehalte davor bewahrt bleiben, manipulierbar zu werden.

Darwins theoretisches Modell des Organismenreiches und der Zugehörigkeit des Menschen zu seiner Entwicklungsmechanik war nur eine partielle Weiterführung und Ausgestaltung des mechanistischen Weltmodells überhaupt. Als theoretische Aussage enthielt es nichts darüber, wie der Mensch sich selbst zu verstehen hat, was er tun durfte und tun sollte. Aber in ein „Weltbild“ übersetzt, an dem eben dies vermeintlich ablesbar werden konnte, wurde daraus der krasseste Biologismus mit seinen wahrhaft verhängnisvollen Konsequenzen.

Ähnliches gilt für die Geschichte des Materialismus. Seiner Herkunft und inneren Logik nach ist er eine Aussage erkenntnistheoretischer Ökonomie. Er sagt etwas über die Bedingung der Möglichkeit wissenschaftlicher Gegenstände: daß nämlich exakte Forschung nur so weit reichen kann, wie ihr quantifizierbare Substrate vorgewiesen werden können. Wir haben hier ein Weltmodell vor uns, das als solches genau zu definieren hat, was es leisten soll, und das über den so definierten Erklärungswert hinaus nichts zu leisten vermag. Der Materialismus dogmatisiert dieses Weltmodell: er ist hypostasierte Wissenschaftstheorie einer bestimmten historischen Stufe. Aber aus dieser Verfestigung heraus will er eine Theorie des Menschen und seines Handelns darstellen, will — mit einem kurzen Wort — Naturgesetz und Geschichtsgesetz auf eine Wurzel reduzieren, will „Weltbild“ mit aller Verbindlichkeit für menschliches Gesamtverhalten sein. Kein Zweifel, daß der „Geist“ unter solchen Gestalten Herrschaft ausüben kann und über seine Ohnmacht nicht zu klagen hat.

Vielleicht ist aber jetzt deutlicher geworden, was ich meinte, wenn ich vor der Wiederkehr der Weltbilder als einer gefährlichen Illusion warnen zu müssen glaubte. Für das anfangs gestellte Problem der Gemeinsamkeit der Wissenschaften in der *universitas litterarum* ergeben sich damit klare Folgerungen. Diese Gemeinsamkeit kann nicht in der Verwischung der Grenzen, in Übergriffen und Anleihen realisiert werden. Die Universität präsentiert sich nicht im Potpourri ihrer Disziplinen, sondern in der aus der Lebendigkeit und Bewußtheit der Erkenntnispraxis einer jeden heraustretenden vollen Gegenwärtigkeit der Zweckidee von Wissenschaft. Dabei wird die Philosophie weder die Lehrmeisterin der anderen Disziplinen noch ihre in Synthesen schwelgende Nachhut sein können und dürfen. Denn Philosophie transzendiert Wissenschaft nicht nach außen, sondern nach innen. Sie erfindet nicht die Idee wissenschaftlicher Strenge, sondern bringt sie auf den Stufen ihrer Selbstentfaltung zur Sprache. Es ist die in den geschlossenen Fachsprachen der Wissenschaften angelegte Gefahr, daß sie ihre Exaktheit schon in ihrer formalen Struktur erfüllt zu haben scheinen und darin die Aufgabe ihrer „Wissenschaftlichkeit“ als gelöst vorgeben. Aber die wahre Strenge einer Wissenschaft liegt in der Kongruenz ihrer Leistungsdefinition mit ihren Ergebnissen. Nicht mehr auszusagen als wir wissen können — das ist unendlich viel schwerer kritisch zu realisieren, als der wissenschaftsfreudige Betrachter auf den ersten Blick zu erahnen vermag. Wissenschaftliche Erkenntnisse sind Aussagen auf Probe und unter dem

ständig wirksamen Vorbehalt ihrer Bewährung; wenn sie sich zu Bildern stabilisieren, ist dieser Vorbehalt gefährdet, geschwächt, latent geworden und alsbald vergessen.

Nicht über Welt Dinge und Weltkräfte zu verfügen und sich ihrer zu bemächtigen, ist der wesentliche und primäre Sinn von Wissenschaft (vielmehr derjenige der Technik, die sowohl angewandte Wissenschaft als auch Problemquelle der Wissenschaften ist), sondern unsere Weltvorstellung in der Verfügung und unter der Kontrolle theoretischer Verantwortung zu halten. Wenn in der lehrenden Vermittlung der Philosophie an der Universität der historische Stoff im Vordergrund steht, wenn der Student in längst verfallene Systemgebäude mühsam eingeführt wird, so hat das nicht den Sinn, ihm ein Stück Wissen mehr zu vermitteln, sondern den kritischen Umgang mit Systemen überhaupt durchsichtig zu machen. Wer gelernt hat, sich in das Labyrinth eines Systems hineinzufinden, wer dies wirklich gelernt hat, der kann aus jedem System, wie immer er hineingekommen sein mag, auch wieder herausfinden. Anders gesagt: der ist unverführbar geworden.

Es mag uns heute an positiven Formulierungen unserer Bildungsidee fehlen; aber dieses läßt sich doch sagen: Bildung ist ganz wesentlich Unverführbarkeit. Nach unserer eigenen geschichtlichen Erfahrung will es mir scheinen, daß das sehr viel und sehr positiv ist und daß wir sehr viel tun sollten, um es zu verwirklichen.

Freilich, der Weltbildverlust ist eine schmerzvolle Amputation, denn der Mensch hat das unausrottbare Bedürfnis, auf seine letzten und umfassendsten Fragen Antwort zu beanspruchen. Aber gerade hier wird Philosophie in einem radikalen Sinne dem Menschen die Hörigkeit gegenüber seinen Bedürfnissen verwehren müssen, und zwar aus dem Zur-Sprache-kommen des wissenschaftlichen Bewußtseins heraus. Hier scheint mir ein Punkt erreicht, an dem es die vielbeklagte Spaltung zwischen Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft nicht mehr gibt. Ich möchte an diesem Tage der Jahresfeier der Justus Liebig-Universität herzlich wünschen, daß für ihre weitere Entfaltung dies der archimedische Punkt der tief verwurzelten Gemeinsamkeit ihrer Fakultäten und Disziplinen, ihrer Arbeit in Forschung und Lehre sein und bleiben möge.